

Ulrike Schenk

DIE MITTELENGLISCHE
ROMANZE ZWISCHEN
IMITATION
UND INNOVATION

Zur Dynamik einer Diskurstradition



PETER LANG
EDITION

MÜNCHENER UNIVERSITÄTSSCHRIFTEN

Texte und Untersuchungen zur Englischen Philologie
herausgegeben von Christoph Bode, Helmut Gneuss,
Hans Sauer und Wolfgang Weiß

Band 38



PETER LANG
EDITION

Ulrike Schenk

DIE MITTELENGLISCHE
ROMANZE ZWISCHEN
IMITATION
UND INNOVATION
Zur Dynamik einer Diskurstradition



PETER LANG
EDITION

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Zugl.: Dresden, Tech. Univ., Diss., 2011

88

ISSN 0178-1383

ISBN 978-3-631-62500-2 (Print)

ISBN 978-3-653-02328-2 (E-Book)

DOI 10.3726/978-3-653-02328-2

© Peter Lang GmbH

Internationaler Verlag der Wissenschaften

Frankfurt am Main 2013

Alle Rechte vorbehalten.

Peter Lang Edition ist ein Imprint der Peter Lang GmbH

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des

Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für

Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

www.peterlang.de

Für Charlotte, Fridolin und Folker

Vorwort

Ohne den Sonderforschungsbereich 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“, der von 1997-2008 von Gert Melville geleitet wurde, wäre die vorliegende Arbeit niemals entstanden. Ihm und der Deutschen Forschungsgemeinschaft danke ich daher an erster Stelle. Die interdisziplinäre geisteswissenschaftliche Zusammenarbeit mit den anderen SFB-Projekten lieferte immer wieder anregende Impulse, eröffnete neue Perspektiven und ermöglichte zahlreiche Blicke über den eigenen mediävistisch-anglistischen Tellerrand. Aber auch der fachliche Austausch innerhalb unseres anglistischen Teilprojekts, das Ursula Schaefer leitete, war außerordentlich anregend und konstruktiv. Ich möchte daher an dieser Stelle zuallererst meiner Weggefährtin und Freundin Beatrix Weber danken. Eine bessere Teampartnerin hätte es für mich nicht geben können. Im Projekt war sie mit ihrer linguistischen Expertise der perfekte Gegenpool zu mir mit meinem deutlich literatur- und kulturwissenschaftlichen Fokus. Von ihren Ideen und scharfsinnigen Analysen habe ich sehr profitiert.

Die Mitarbeit im SFB überhaupt ermöglicht aber hat mir meine akademische Lehrerin Ursula Schaefer. Sie hat die Dissertation von frühester Genese an konstruktiv und kritisch begleitet, mich rechtzeitig vor dem Beschreiten drohender Sackgassen bewahrt, mich aber auch immer wieder motiviert, meinen Weg weiter zu gehen. Mein gelegentliches Beharren auf manchen Punkten hat sie bemerkenswert gelassen toleriert. Für all dies und für die regelmäßigen inspirierenden Arbeitstreffen an ihrer gemütlichen heimischen Tafel sei ihr von Herzen gedankt.

Neben der Teilnahme an anregenden internationalen Tagungen hat mir der SFB auch den Austausch mit den international renommierten Romanzenexperten Dieter Mehl und Derek Pearsall ermöglicht. Beide gaben mir unschätzbare Anregungen und Impulse für meine Arbeit.

Mein Dank gilt auch den anderen Weggefährten aus meiner SFB-Zeit: den Kolleginnen Cordelia Wittiger und Claudia Lange, dem Kollegen Göran Wolf sowie unseren unermüdlichen Hilfskräften Kristin Schach, Harald Krause und Jana Oelkers.

Meiner Tante Erika Haslag danke ich für die Hilfe bei den Übersetzungen aus dem Altfranzösischen und Lateinischen, meinem Bruder Christopher Beer- mann für das konstruktive Lektorat der rechtswissenschaftlichen Kapitel. Etwai- ge verbliebene Fehler sind selbstverständlich von mir zu verantworten. Meiner gesamten Familie danke ich dafür, dass mir die Liebe zu Sprachen, Literatur und Dichtung von klein auf vermittelt wurde. Ohne die Leidenschaft, die ich für diese Dinge mitbringe, hätte diese Arbeit nicht entstehen können.

Ich widme die Arbeit der Familie, die ich selbst während der Entstehungszeit meiner Dissertation gegründet habe: meinem Mann Folker, der, bei aller Ferne zur geisteswissenschaftlich-akademischen Hemisphäre, mich immer nach Kräften unterstützt hat, meinen Kindern Charlotte und Fridolin, die von Anfang an hinnehmen mussten, dass ich einen Großteil meiner Zeit der Dissertation widmete. Daher gilt mein Dank nicht zuletzt meiner Schwiegermutter Uta Schenk, unserer Tagesmutter Rosalina Dymke und dem Team der Kita Rosenkranz in Berlin-Steglitz, bei denen ich meine Kinder stets in den besten Händen wusste.

Es erfüllt mich mit Stolz und Dankbarkeit, dass die Professoren Helmut Gneuss und Hans Sauer meine Arbeit in ihre Reihe „Münchener Universitätschriften“ aufgenommen haben. Michael Rücker vom Lang-Verlag hat die Drucklegung von der ersten Publikationsanfrage bis zu detaillierten Layoutbelangen zuvorkommend und kompetent, also rundum vorbildlich betreut. Herzlichen Dank auch dafür!

Berlin, im Oktober 2012

Inhaltsverzeichnis

Abkürzungsverzeichnis	XIII
1	Einleitung 1
2	Theoretische Grundlagen und Forschungsüberblick 11
2.1	Die mittellenglischen Romanzen im Gesamtkontext der Standardisierung..... 11
2.1.1	Traditionen sprachlicher Äußerungen: Das Konzept der Diskurstradition..... 11
2.1.2	Intensiver und extensiver Ausbau..... 18
2.1.3	Der mediale Ansatz..... 20
2.1.4	Übersetzungstheoretische Grundlagen 22
2.2	Bisherige Definitions- und Klassifizierungsversuche der Diskurstradition ‚Romanze‘ 25
2.3	Die Ursprünge der mittellenglischen Romanzen und ihr Verhältnis zur Epik 34
2.4	Zur Produktion, Distribution und Rezeption mittellenglischer Romanzen unter besonderer Berücksichtigung von <i>Ywain and Gawain</i> und <i>Havelok the Dane</i> 42
2.4.1	Die <i>minstrel</i> -Stimme..... 43
2.4.2	Das Auchinleck Manuskript und die <i>bookshop</i> -Theorie 49
2.4.3	Formelhaftigkeit und mögliche Implikationen für die Produktion, Distribution und Rezeption mittellenglischer Romanzen..... 52
2.4.4	Die Handschriften: B.M. Cotton Galba E.IX und Bodleian Library MS Laud. Misc. 108..... 57
3	Das Verhältnis der mittellenglischen Romanzen zu den jeweiligen Vorlagen: Zwei Fallstudien 63
3.1	<i>Havelok the Dane</i> 63
3.1.1	Mögliche Quellen des <i>Havelok</i> und <i>Havelok</i> als mögliche Quelle .. 63
3.1.2	Narratologische und stilistische Aspekte..... 70
3.1.2.1	Exordial- und Schlussstopik bei Gaimar, im <i>Lai d’Haveloc</i> und in <i>Havelok the Dane</i> 70
3.1.2.1.1	Gaimars <i>Estoire des Engleis</i> 71
3.1.2.1.2	<i>Lai d’Haveloc</i> 73
3.1.2.1.3	<i>Havelok the Dane</i> 76
3.1.2.2	Die <i>minstrel</i> -Stimme in <i>Havelok the Dane</i> 82
3.1.2.2.1	Szenenwechsel 83
3.1.2.2.2	Metanarrative Kommentare zum Erzählprozess..... 85

3.1.2.2.3	Wertende Kommentare zum Handlungsgeschehen	89
3.1.2.3	Narrative Strukturen und die Funktion des Erzählers.....	94
3.1.2.3.1	Die Handlungsstrukturen in <i>Havelok the Dane</i> und den französischen Vorlagen.....	94
3.1.2.3.2	Wiederholungen als Mittel der <i>amplificatio</i>	99
3.1.2.3.3	(Vermeintliche) Unstimmigkeiten in der Handlung und ihre möglichen Ursachen	108
3.1.2.4	Zeichnung der Charaktere.....	110
3.1.2.4.1	Haveloc/Havelok und Argentille/Goldeburgh.....	111
3.1.2.4.2	Nebenfiguren.....	116
3.1.2.5	Direkte und indirekte Rede in <i>Havelok the Dane</i> und in den anglonormannischen Vorlagen	121
3.1.2.6	Romanisches Vokabular in <i>Havelok the Dane</i>	126
3.1.3	Kulturhistorische Aspekte.....	130
3.1.3.1	Der Gebrauch von Eigennamen	130
3.1.3.1.1	Geographische Bezeichnungen.....	130
3.1.3.1.2	Personennamen	135
3.1.3.2	Zeitgenössische Bezüge und Bräuche.....	140
3.1.3.2.1	Rechtliche Aspekte	141
3.1.3.2.2	Alltagskultur.....	148
3.1.3.3	Religiöse Aspekte	150
3.1.3.4	Höfische Aspekte und Werteverlagerungen	157
3.1.4	Poetologische und rhetorische Techniken	167
3.1.4.1	Vergleiche	169
3.1.4.2	Hyperbeln und hyperbolische Vergleiche.....	172
3.1.4.3	Wortspiele	175
3.1.5	Formeln und formelhafte Wendungen.....	177
3.1.5.1	„stock-in-trade“-Formeln.....	177
3.1.5.2	Alliteration und Zwillingskollokationen.....	180
3.1.5.3	Sprichwörter und Beschwörungsformeln	188
3.1.6	Zwischenbilanz: Die Positionierung von <i>Havelok the Dane</i> innerhalb des Verschriftlichungsprozesses.....	195
3.2	<i>Ywain and Gawain</i>	199
3.2.1	Forschungsüberblick.....	199
3.2.2	Narratologische und stilistische Aspekte.....	203
3.2.2.1	Exordial- und Schlusstopik: Die <i>minstrel</i> -Stimme, die Funktion des Erzählers und erzähltechnische Modifikationen	203
3.2.2.2	Änderungen im Handlungsverlauf und mögliche rezeptionelle Folgen.....	213
3.2.2.2.1	Aktion versus Kontemplation und Intention.....	217

3.2.2.2.2	Rückschlüsse auf das Publikum.....	222
3.2.2.3	Handlungsplausibilität und kausale Zusammenhänge.....	223
3.2.2.3.1	Explizierungen	223
3.2.2.3.2	Mangelnde Plausibilität	230
3.2.2.4	Zeichnung der Charaktere.....	236
3.2.2.5	Direkte und indirekte Rede	246
3.2.2.6	Lexikalisch-syntaktische Aspekte.....	249
3.2.3	Kulturhistorische Aspekte.....	254
3.2.3.1	Der Gebrauch von Eigennamen.....	254
3.2.3.2	Zeitgenössische Bezüge und Bräuche.....	259
3.2.3.2.1	Rechtliche Aspekte	259
3.2.3.2.2	Alltagskultur.....	263
3.2.3.3	Religiöse Aspekte	265
3.2.3.4	Höfische Aspekte und Werteverlagerungen	273
3.2.4	Poetologische und rhetorische Techniken	284
3.2.4.1	Der Schönheitstopos	284
3.2.4.2	Unsagbarkeitstopoi und Paralipsen.....	286
3.2.4.3	<i>Abbreviatio</i> versus <i>amplificatio</i>	290
3.2.5	Formeln und formelhafte Wendungen.....	294
3.2.5.1	Alliteration und Zwillingskollokationen.....	295
3.2.5.2	Sprichwörter und Beschwörungsformeln	300
3.2.5.3	Formelhafte intertextuelle Referenzen als Quellenbezug.....	307
3.2.6	Zwischenbilanz: Die Positionierung von <i>Ywain and Gawain</i> innerhalb des Verschriftlichungsprozesses.....	310
4	Resümee: Die diskurstraditionelle Positionierung der mittel- englischen Romanzen zwischen Imitation und Innovation.....	315
	Literaturverzeichnis.....	325
	Abkürzungen zitierter Primärquellen.....	325
	Primärtexte	325
	Sekundärtexte.....	330
	Anhang	
I.	Handlungssynopse von Gaimars <i>Estoire des Engleis</i> , dem <i>Lai d'Haveloc</i> und <i>Havelok the Dane</i>	365
II.	Handlungssynopse von Chrétien de Troyes <i>Yvain</i> und <i>Ywain and Gawain</i>	379

Abkürzungsverzeichnis

ae.	altenglisch
afrz.	altfranzösisch
altnord.	altnordisch
an.	anglonormannisch
Ed.	Edition
<i>EETS</i>	<i>Early English Text Society</i>
lat.	lateinisch
me.	mittelenglisch
ne.	neuenglisch

1 Einleitung

Diese Arbeit entstand innerhalb des Dresdener Sonderforschungsbereichs 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“, der von 1997-2008 von Gert MELVILLE geleitet wurde. Unter dem Titel „Institutionalisierungen der Volkssprache: Verschriftlichung und Standardisierung des mittelalterlichen Englisch“ untersuchte das anglistische Teilprojekt von Ursula SCHAEFER von 2003-2008 die Grundlagen für die spätmittelalterliche Standardisierung des Englischen. Dieser Standardisierungsprozess wurde als Institutionalisierungsleistung aufgefasst, da daraus ein sprachlicher Standard erwuchs, der für die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft eine „Handlungsordnung“ (REHBERG 1994: 56) höchsten Ranges darstellte. Der Fokus des Teilprojektes lag dabei auf jener Phase, in der die Grundlagen für die spätere Herausbildung des Standards erst gelegt wurden. Diese Fokussierung erfolgte wiederum aus zwei Richtungen, einer stärker linguistisch und einer eher literaturwissenschaftlich orientierten, die sich gewissermaßen komplementär ergänzten. Unabdingbar für beide Forschungsfelder war jedoch auch eine kulturwissenschaftlich-historische Ausrichtung, da ohne Beleuchtung der historischen und kulturellen Rahmenbedingungen eine Untersuchung von Standardisierungsprozessen nicht möglich ist. Das Forschungsfeld „Kontaktsprachlichkeit im 14. und 15. Jahrhundert“ ging Ausbauphänomenen nach, die durch den Sprachkontakt des Englischen mit französischen und lateinischen administrativen Prosatexten auftraten. Hier ging es darum, den Einfluss von Sprachen auf das Englische zu beleuchten, die bereits seit längerem in der Schriftlichkeit etabliert waren. Das Forschungsfeld „Verschriftlichung und diskurstraditioneller Varietätenraum im 14. Jahrhundert“, innerhalb dessen diese Arbeit entstand, widmete sich der Frage, inwiefern das Englische sich auch im Bereich der Dichtung an Bestehendem orientierte. Zusätzlich interessierte hier aber vor allem auch, was ein adaptiertes Werk – abgesehen von der bzw. zusätzlich zur Sprache – zu einem englischen Werk macht. Institutionenanalytisch ging es also darum, zu untersuchen, welche „Regelbefolgungspraxis“ (vgl. SCHÖNRICH 2003), welche gattungsspezifischen Regeln im weitesten Sinne – dies umfasst auch ganz allgemeine kulturspezifische Regeln – befolgt werden, worin also Gemeinsamkeiten zwischen Vorlage und Adaption bestehen, und in welchen Bereichen es zu Abweichungen kommt. Diese Arbeit wird zeigen, dass es sich im Falle der hier untersuchten mittenglischen Romanzen um Adaptionsprozesse handelt, die sich in einem Spannungsfeld von Dauer und Wandel, Statik und Dynamik, Konservatismus und Innovation vollziehen.

Mit Fug und Recht gelten die mittenglischen Romanzen des 13. und 14. Jahrhunderts als „the primary extant literary manifestation of the newly en-

franchised vernacular“ (PEARSALL 1965: 92) und als „the most distinctive product of the vernacular literatures of the Middle Ages“ (BURROW 1982: 9). Sie waren im Spätmittelalter ein wesentliches Vehikel beim Einzug der englischen Volkssprache in die Schriftlichkeit. Dieser vollzog sich im Vergleich zu anderen europäischen Volkssprachen recht spät, bestätigt aber die ungewöhnliche, weil den allgemeinen europäischen Entwicklungen stets entgegengesetzte Rolle, die das Englische im gesamten Mittelalter spielte. Es hatte nämlich bereits ab dem 10. Jahrhundert über eine in etlichen Bereichen der Schriftlichkeit fest etablierte und in der Form des Westsächsischen sogar standardisierte Schriftform verfügt. Diese im europäischen Vergleich „recht einzigartige Stellung“ (SCHAEFER 2008c: 34) ging ziemlich abrupt mit den kulturellen und politischen Einschnitten verloren, die die Normannische Eroberung 1066 mit sich brachte und England – zugespitzt formuliert – zu einem „Annex der französischen Kultur“ machten (CURTIUS ¹¹1993 [1948]: 44).

Während ab dem 12. Jahrhundert allmählich die kontinentaleuropäischen Volkssprachen in größerem Maß Einzug in die Schriftlichkeit hielten (SCHAEFER 2008b: 23), wurde das Englische fast gänzlich in die Mündlichkeit abgedrängt und stand somit abermals außerhalb des westeuropäischen Trends. Das Französische hingegen erfuhr einen Verschriftlichungsschub, der bezeichnenderweise auf der britischen Insel seinen Ausgang nahm (SHORT 1992: 229; CLANCHY ²1993: 215-216; GRECZKO-KÜRSCHNER 1999).¹ Vielleicht liegt der Grund dafür – neben der geographischen Distanz zur Romania, in der das Lateinische die alleinige Schriftsprache war und die „Vulgär“-Varianten der mündlichen Sphäre vorbehalten waren (SCHAEFER 2005: 343) – wiederum ironischerweise darin, dass dem Französischen jener westsächsische Schriftstandard bei der eigenen Verschriftlichung als *movens* diente (GRECZKO-KÜRSCHNER 1999: 113; FIELD 1999: 153).² So gesehen profitierte das Anglo-Französische hinsichtlich seiner

1 Diese sogenannte ‚precocité‘-These war lange umstritten. Die Untersuchungen von Heike GRECZKO-KÜRSCHNER haben aber bewiesen, dass die Verschriftlichung des Französischen tatsächlich in England ihren Ausgang nahm, wenngleich der Vorsprung gegenüber dem Kontinent nur etwa fünfzig Jahre betrug: „Zu Recht können insel Französische Literatur und Gebrauchsprosa aus dem 12. Jahrhundert als frühreif oder ‚precoce‘ gelten. [...] Die quantitative ‚precocité‘ des Inselreichs ist von beschränkter Dauer. [...] So gesehen übernehmen die in England wirkenden Autoren und Kopisten nicht mehr als den Auftakt des altfranzösischen Schriftwesens und geben bald schon den Taktstock an den Kontinent weiter“ (1999: 112).

2 Im Abschlussbericht des Freiburger Sonderforschungsbereichs 321 „Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit“, in dessen Rahmen GRECZKO-KÜRSCHNERS Arbeit entstand, heißt es daher auch pointiert: „Ganz offensichtlich brauchte das Altfranzösische als Sprache der Normannen den Schriftraum

Entwicklung in der Schriftlichkeit auf beinahe parasitäre Art vom Englischen. Würde man die Situation retrospektiv von der Warte eines Betrachters des 12. oder auch noch frühen 13. Jahrhunderts aus bewerten, so könnte man tatsächlich meinen, das Französische habe sich auf Kosten und zu Lasten des Englischen in der insularen Schriftlichkeit etabliert.

Allerdings wendete sich das Blatt infolge der geographischen Distanz zum Kontinent und politischer Entwicklungen wieder zugunsten des Englischen, denn ab 1204 bildeten England und die Normandie keine politische Einheit mehr. Es wurde allmählich mit 200 Jahren Verzögerung (wieder) von einem enormen Verschriftlichungsschub erfasst, der im 14. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte. Dabei – und dieser Aspekt steht im Zentrum der vorliegenden Untersuchungen – verhalf das Französische dem Englischen in ähnlicher Weise „in die Steigbügel“, wie es nach 1066 umgekehrt der Fall gewesen war. Nunmehr war es die in zahlreichen Domänen der Schriftlichkeit fest etablierte französische Sprache, die dem Englischen als Vorbild diente. Diese Funktion ging allerdings weit über jene bloß inspirierende des 11. Jahrhunderts hinaus und erfasste grundlegende Bereiche der Sprache selbst wie Lexik und Syntax. Aber auf dieser sprachlichen Ebene sollte sich die Prägung des Englischen durch das Französische noch lange nicht erschöpfen. In den verschiedensten Bereichen der Schriftlichkeit orientierte sich die englische Sprache auch inhaltlich-strukturell an bereits vorliegenden „Werken“, seien dies Schriftzeugnisse der sogenannten „pragmatischen Schriftlichkeit“, in denen freilich das Französische neben dem Lateinischen noch lange Zeit vorherrschend war, oder eben auch jene Werke, die man aus moderner Sicht mit dem Etikett „Dichtung“ versehen würde. Die erneute Verschriftlichungsphase des Englischen im 13. Jahrhundert ähnelt dabei in vielem seiner ersten Verschriftlichung im Frühmittelalter, jenem Stadium zwischen Noch-Mündlichem und Schon-Schriftlichem, für das Ursula SCHAEFER den Begriff „Vokalität“ geprägt hat (1992a). Das Englische sucht erneut den Weg in die Schriftlichkeit und bedient sich dabei in sämtlichen Schriftdomänen etablierter Vorbilder. Neben dem Lateinischen, das selbstverständlich schon dem Altenglischen als Verschriftlichungsvehikel zur Verfügung gestanden hatte, kann das Mittelenglische auch auf das Französische zurückgreifen.

Für sämtliche Bereiche der Schriftlichkeit im spätmittelalterlichen England ist es also charakteristisch, dass sie die Sprache wechselten. Da dies ein graduel-

nicht eigens zu erobern. Es trat in die Rolle und in die Gattungen des Altenglischen ein – mit dem Erfolg, daß die zuvor kräftige altenglische Schriftkultur bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts nur noch ein Rinnsal darstellt. Es war also vermutlich das vorgefundene Modell einer existierenden anderen volkssprachlichen Schriftkultur, das der Schriftkultur in altfranzösischer Sprache im 12. Jahrhundert zu ihrem sehr frühen Höhenflug verholfen hat“ (RAIBLE 1998: 170f.).

ler Prozess war, wurden meist zeitgleich verschiedene Sprachen in verschiedenen Domänen der Schriftlichkeit verwendet. Dass es dabei zu intensiven Sprachkontakten und Prägungen kam, liegt auf der Hand. Aufgrund der Übereinzelsprachlichkeit einzelner Textsorten, die etliche Charakteristika teilen, nur eben nicht die Sprache, lassen sie sich treffend mit dem Terminus „Diskurstradition“ von Peter KOCH und Wulf OESTERREICHER fassen. Neben dem Aspekt der Übereinzelsprachlichkeit beinhaltet der Begriff auch eine dynamische Dimension, anders als z.B. Termini wie „Genre“, „Gattung“, „Textsorte“, die eine gewisse Statik implizieren. Dieser Aspekt der Dynamik ist für die Betrachtung der historischen Genese von Texten unabdingbar, denn Textsorten „fallen nicht vom Himmel“, sondern entwickeln sich stets aus bereits Vorhandenem. So wechselt auch das in England bereits etablierte Genre der Romanzen von einer Einzelsprache, dem Französischen, in eine andere, das Englische, wobei – sofern die einzelsprachlichen Mittel dies (bereits) erlauben – implizite diskurstraditionelle Regeln befolgt werden bzw. von ihnen abgewichen wird.

In ihrer Übereinzelsprachlichkeit zeichnen sich Diskurstraditionen einerseits durch eine gewisse Statik aus, andererseits entwickeln sie gerade beim Einrückungsprozess in eine andere Sprache eine gewisse Dynamik, die ganz bestimmte Veränderungen mit sich bringt. Neben der Frage, welchen diskurstraditionellen Strängen die Werke entstammen und wie sie sich jeweils innerhalb der Diskurstradition positionieren, ist es das Hauptziel dieser Arbeit, zu beleuchten, inwiefern die Romanzen dabei ein eigenes, vielleicht sogar spezifisch „englisches“ Profil ausbilden. Aufschlussreich sind also vor allem jene Fälle, die Abweichungen von den diskurstraditionellen Regeln erkennen lassen, wodurch neue Charakteristika herausgebildet wurden, die dann wiederum symptomatisch für das sich neu konstituierende Genre der mittelenglischen Romanzen wurden.

Auf dem Kontinent war die Blütezeit der höfischen Dichtung, zunächst in Form der *chansons de geste*, später in der des höfischen Romans, im 13. Jahrhundert bereits im Niedergang begriffen. Auch auf der Insel zirkulierten diese Werke, teils als Kulturimport, teils aber auch als indigene insulare Schöpfungen. Sowohl ihre Produzenten als auch ihre Rezipienten gehörten freilich der (dünnen) frankophonen (Adels-)Schicht an, sofern sie nicht sogar Kontinentalfranzosen waren. Dass diese elaboriert schriftlich vorliegenden französischen Werke bei der Entstehung einer neuen, volkssprachlichen englischen Dichtung eine maßgebliche Rolle spielten, muss daher nicht verwundern, zumal sie auch auf dem Kontinent bereits in die verschiedensten Volkssprachen adaptiert worden waren.

Es gibt eine ganze Reihe plausibler Gründe, ausgerechnet die mittelenglischen Romanzen im Zusammenhang mit der Untersuchung von Verschriftlichungsprozessen als Analysegegenstand zu wählen. Zum einen ist es ihre schie-

re Anzahl: Je nachdem, welche Werke man aus heutiger Sicht dieser Gattung zuordnet, sind ca. 60-70 derartige Dichtungen, teils einmalig, teils mehrfach und in verschiedenen Ausreifungsgraden, auf uns gekommen.³ Neben dem Aspekt der Quantität macht sie aber vor allem die qualitative Tatsache, dass die meisten mehr oder weniger auf französische Vorbilder zurückzuführen sind, zu einem äußerst interessanten Untersuchungsgegenstand im Hinblick auf Textualisierungsphänomene, denn hier lässt sich die Modellfunktion des Französischen in vielerlei Hinsichten beobachten. Zwar ist der Begriff der Übersetzung im Kontext mittelenglischer Romanzen nicht ohne weiteres anwendbar (s. Kap. 2.1.4), aber folgende Bemerkung BLAKES zur Bedeutung von Übersetzungen in Standardisierungsprozessen scheint mir auch für diese Diskurstradition zutreffend:

It is perhaps inevitable that translations are likely to be subject to the influence of standardisation first because of the model which the original work provides. (BLAKE 1992: 11)

Aufschlussreich im Hinblick auf Verschriftlichungsphänomene ist zudem der Überlieferungskontext der Romanzen: Typisch ist ihre Tradierung in Sammelhandschriften. Diese sind teils reine Romanzensammlungen, oft aber auch sogenannte Mischhandschriften heterogenen Inhalts, die mitunter auch mehrsprachig sind. Sie erlauben besondere Einblicke in Verschriftlichungsmechanismen und in das diskurstraditionelle Ensemble, innerhalb dessen die Romanzen tradiert wurden.

Von heutiger Warte aus betrachtet stellen die mittelenglischen Romanzen zweifellos einen Kontrast dar zu den Meilensteinen des Kanons mittelenglischer Literatur, zu denen beispielsweise die Werke Chaucers, Gowers und Lydgates zählen. Hinter den mittelenglischen Romanzen stehen keine Autorenpersönlichkeiten, sie wurden offenbar als literarisches Allgemeingut betrachtet, das auch ohne weiteres verändert werden konnte. Während eine Erzählung wie die auf den *Lanval* der Marie de France zurückgehende gleich in vier Fassungen auftaucht (zwei davon sind mittelenglisch, zwei frühneuenglisch, s. SCHAEFER 1994: 88), war ein solcher appropriierender Umgang mit den Werken Chaucers anscheinend undenkbar. Er selbst trug Sorge, dass man seine Werke sauber kopierte und nicht verfälschte, wie sein Gedicht an den Kopisten Adam Scriveyn zeigt.⁴ Diese Einstellung eines Autors zu seinem eigenen Werk gegen Ende des

3 Rosalind FIELD gibt eine Schätzung Derek BREWERS wieder, dem zufolge auf eine erhaltene Romanzenhandschrift vier verlorengegangene kommen (2010: 86).

4 „Adam scriveyn, if ever it thee bifalle / Boece or Troylus for to wryten newe, / Under thy long lokkes thou most have the scalle, / But after my makynge thow wryte more trewe; / So ofte adaye I mot thy werk renewe, / It to correcte and eke to rubbe and scrape, / And al is thorough thy negligence and rape.” (BENSON ³2008: 650).

14. Jahrhunderts zeugt von einem Bewusstsein dichterischer Schöpfung, das zeigt, wie stark zumindest Chaucers Werk bereits in der Schriftlichkeit verankert ist.

Es ist daher sicherlich sinnvoll, eben nicht diese „Höhenkamm“-Literatur des mittenglischen Kanons zur Untersuchung heranzuziehen, sondern jenes Massenphänomen der mittenglischen Romanzen, die man von heutiger Warte aus auch als ‚Trivial‘-Dichtung (SCHAEFER 1994: 113) bezeichnen könnte. Es ist nämlich zu vermuten, dass Methoden der Verschriftlichung sich gerade in solchen Texten noch leichter aufdecken lassen, die in einem früheren Verschriftlichungsstadium entstanden sind. Solche Texte offenbaren vielleicht noch Unsicherheiten im neuen Medium, sind vielleicht noch stark mündlich geprägt, vermutlich in sich noch weniger klar strukturiert und mitunter auch noch weniger klar verständlich. Es ist das Ziel der vorliegenden Arbeit, Symptome und Methoden dieser „sehr differenziert zu sehenden kulturhistorischen Entwicklung“ (*ibid.*) der Verschriftlichung anhand der mittenglischen Romanzen herauszuarbeiten.

Eine Arbeit, die sich vornimmt, die Verschriftlichung literarischer Werke zu untersuchen, kann immer nur punktuell ansetzen. Das heißt, man untersucht entweder ein ganz bestimmtes Verschriftlichungsphänomen – beispielsweise die Plausibilität kausaler Zusammenhänge – innerhalb eines umfangreichen Korpus oder man wählt eine geringe Zahl literarischer Texte aus, um deren Schriftlichkeitsstatus umfassend zu untersuchen. Meine Arbeit ist den letztgenannten Weg gegangen. Warum? Es schien aussichtsreicher, tiefere und umfassendere Einblicke in Verschriftlichungsprozesse zu gewinnen, wenn man diese nur an wenigen – hier nur an zwei – Texten untersucht, dies dafür aber anhand verschiedener Parameter tut. Selbstverständlich liegt es auf der Hand, dass eine solche Untersuchung an zwei Fallbeispielen keine zu verallgemeinernden Erkenntnisse zur Verschriftlichung mittenglischer Romanzen liefern kann. Es geht vielmehr darum, zwei „Momentaufnahmen“ von Verschriftlichung zu liefern, aufzuzeigen, was mit einem Erzählstoff passiert, der die Sprache wechselt, und mit welchen kulturellen Änderungen eine derartige stoffliche Adaption einhergehen kann.

Ziel der Arbeit ist es also, das spezifische Profil zweier mittenglischer Werke im Vergleich mit den ihnen zugrunde liegenden französischsprachigen Vorlagen und Stoffen zu beschreiben und zugleich den möglichen Gründen für etwaige Änderungen nachzugehen. Dabei sollen die jeweiligen literarischen Schaffensprozesse genauer beleuchtet werden, um tiefere Einblicke in die medialen Verhältnisse des spätmittelalterlichen England, in die Neuverschriftlichungsphase des Englischen und somit in den extensiven Ausbau selbst zu gewinnen. Zu vermuten ist, dass die offensichtlichen akkulturierenden Änderungen

dem Bedürfnis entsprungen, Texte bewusst in anglisierter Form in die Schriftlichkeit zu überführen. Subtiler verhält es sich hingegen mit strukturellen Veränderungen narratologischer und rhetorischer Art. Hierbei scheint es sich um unbewusste, diskurstraditionell-evolutionäre Anpassungen an mediale Verhältnisse zu handeln: Die Romanzen entstehen in der Schriftlichkeit und basieren auf schriftlichen Quellen, werden aber dahingehend modifiziert, dass sie mündlich verbreitet werden konnten. Um dieser Vermutung auf den Grund zu gehen, werde ich mich in den beiden Detailstudien narratologischen, kulturhistorischen und poetologisch-rhetorischen Gesichtspunkten sowie Fragen der Formelhaf-tigkeit widmen. Zuvor werden in einem ersten allgemeinen Kapitel die Aspekte vorgestellt, unter denen die Romanzen im Gesamtkontext der Standardisierung zu beleuchten sind. Um den Blick auf das Genre zu schärfen, werde ich kurz bisherige Definitions- und Klassifizierungsversuche vorstellen und seiner diskurstraditionellen Genese nachgehen. Den Detailuntersuchungen muss zudem ein Kapitel zu den Bedingungen der Produktion, Distribution und Rezeption der Romanzen vorangehen.

Das Hauptanliegen bei der Auswahl der beiden Romanzen war, zwei möglichst weit auseinanderliegende Beispiele zu finden. Dabei war weniger ein zeitlicher Abstand von Belang – obgleich auch der hier vielleicht eine Rolle spielt – als die jeweiligen, schon bei einer ersten Lektüre ins Auge springenden Unterschiede in den Adaptionstechniken. Daher habe ich mich für zwei Romanzen entschieden, die in der Sekundärliteratur im Allgemeinen sehr gegensätzlich bewertet werden: Die eine, *Ywain and Gawain* (ca. 1325-1350), gilt aufgrund des hohen literarischen Niveaus der Vorlage von Chrétien de Troyes' *Yvain* (1177/81) als qualitativ verhältnismäßig „wertvoll“⁵ (PEARSALL 1965: 102f.; MEHL 1967: 150), während die frühere Romanze *Havelok the Dane* (ca. 1290), die auf zwei anglonormannische Vorlagen ähnlichen Inhalts (Gaimar, *Estoire des Engleis*, 1135-1140; *Lai de Haveloc*, ca. 1190-1220) zurückgeht, im Allgemeinen als „schlicht“ bewertet wird.⁶ Des Weiteren werden die beiden Werke in der Sekundärliteratur oftmals als Paradebeispiele für den Gegensatz „höfisch“ versus „unhöfisch“ dargestellt: Während *Havelok* vielerorts als typisches Beispiel für die ‚Enthöfisierung‘ mittelenglischer Romanzen angeführt wird (MEHL 1967: 140; AERTSEN ²1995), steht *Ywain and Gawain* häufig als rühmliche Ausnahme da und als gelungenes Beispiel der Adaption eines höfischen Werkes ins Mittelenglische (MEHL 1967: 152; FINLAYSON 1969: 316 u. 2005: 634).

5 Bei „wertvoll“ und „schlicht“ handelt es sich nicht um Zitate aus der Sekundärliteratur. Die Anführungszeichen sollen vielmehr das Plakative beider Wertungen markieren.

6 PEARSALL charakterisiert *H* als „less sophisticated [...] ostentatiously uncourtly“ (1977: 114).

Seit dem 19. Jahrhundert standen und stehen die mittenglischen Romanzen immer wieder im Interesse philologischer Forschung. Obgleich ältere Sekundärliteratur freilich kritisch zu betrachten ist, hat sie doch wertvolle Pionierarbeit – insbesondere was das Verhältnis mittenglischer Romanzen zu ihren jeweiligen Vorlagen betrifft – geleistet, so dass ich sie hin und wieder noch berücksichtige. Literaturangaben älteren Datums beziehen sich allerdings in den meisten Fällen auf Editionen. Monographien wie die von MEHL (1967), CRANE (1986) und BARRON (1987) sind auch für die neuere Romanzenforschung grundlegend. Auch Studien zu Einzelaspekten, wie sie beispielsweise PEARSALL seit den sechziger Jahren immer wieder vorlegt, sind hier unverzichtbar. Einschlägige Literatur speziell zum Standardisierungskontext der mittenglischen Romanzen ist eher rar. Neuerdings aber hat vor allem Rosalind FIELD das Verhältnis der mittenglischen Romanzen zur anglonormannischen Literatur beleuchtet. Auf ihre Forschungsergebnisse greife ich hier häufig zurück. Dies erklärt das Nebeneinander älterer, neuerer und neuester Forschungsergebnisse in dieser Arbeit.

Da die *Havelok*-Ausgabe von SMITHERS (1987) die von SKEAT (1868) bzw. SKEAT/SISAM (1915) editorisch weit überragt, eine wesentlich ausführlichere Einleitung und einen weitaus kritischeren Anmerkungsapparat bietet, habe ich sie meinen Untersuchungen zugrunde gelegt, obgleich sie nicht in der Reihe der ansonsten für Primärquellen maßgeblichen Ausgaben der *Early English Text Society* (EETS) erschienen ist. Die Detailanalyse von *Yvain and Gawain* hingegen erfolgte mangels besserer Alternativen anhand der EETS-Ausgabe von FRIEDMAN/HARRINGTON (1964), obwohl weder die Einleitung noch der Anmerkungsapparat an das Niveau von SMITHERS' *Havelok* heranreichen. Eine Neuausgabe wäre in diesem Fall sehr wünschenswert.

Eine zeitnahe Ausgabe von Chrétiens *Yvain* liegt leider nicht vor. Ich habe mit der Edition von Ilse NOLTING-HAUFF (²1983) gearbeitet, die neben dem französischen Text eine deutsche Prosaübersetzung enthält. Sie basiert auf der ersten kritischen *Yvain*-Ausgabe von Wendelin FOERSTER aus dem Jahr 1887. Sofern nicht anders angegeben, habe ich auch die Übersetzungen von NOLTING-HAUFF übernommen.

Während Gaimars *Estoire* in einer vorzüglichen Neuedition von Ian SHORT (2009) verfügbar ist, musste ich für das *Lai d'Haveloc* auf die Ausgabe von Alexander BELL (1925) zurückgreifen. Sehr dienlich war mir darüber hinaus die Doppeledition der *Estoire* und des *Lais* von HARDY/TRICE MARTIN (1888), da sie beide Texte in neuenglischen Übersetzungen enthält.

Vor dem Hintergrund, dass das Auchinleck Manuskript (ca. 1330-1340) die wohl bedeutendste Romanzensammelhandschrift ist und zu Recht im Mittelpunkt jeder eingehenden Untersuchung des Genres steht, mag es verwundern, dass hier zwei Romanzen untersucht werden, die nicht in dieser Handschrift ent-

halten sind. Allerdings sind auch die beiden hier behandelten Romanzen in Sammelhandschriften tradiert, die – obgleich nicht von einer derart beeindruckenden diskurstraditionellen Homogenität – in jedem Fall doch auch symptomatisch für jenes kulturelle Milieu sind, in dem die mittelenglischen Romanzen entstanden und zirkulierten.

2 Theoretische Grundlagen und Forschungsüberblick

2.1 Die mittelenglischen Romanzen im Gesamtkontext der Standardisierung

2.1.1 Traditionen sprachlicher Äußerungen: Das Konzept der Diskurstradition

Sprachliche Äußerungen, ob mündlich oder schriftlich, sind stets in bestimmte Traditionen eingebettet. Der Versuch, derartige Traditionen aufzudecken und zurückzuverfolgen, erlaubt weit tiefere Einsichten in die Entstehung von Texten als eine strikt synchron-statische Perspektive. Dieser diachrone Aspekt der Tradition ist in der Literaturwissenschaft, wo Bezeichnungen wie „Genre“, „Gattung“, „Textsorte“ eher eine synchrone Sichtweise implizieren, alles andere als ein *novum*. In der literaturwissenschaftlichen Sekundärliteratur stößt man auf Begriffe wie „literarische Tradition“ (PILCH 1960: 233), „tradition in literature“ (BURNLEY 1989: 44) und „literary tradition“ (SPEED 1994: 139). Dabei zeichnet BURNLEY noch das Bild einer recht starren Tradierung sprachlicher Phänomene innerhalb literarischer Traditionen:

[...] the existence of a tradition in literature means that certain repetitive scenes and motifs will recur expressed in brief stretches of text which, if not entirely formulaic, will nevertheless be recognisably comparable from one occurrence to another. (1989: 44)

CABLE (1991) hingegen betont bereits die Brüche, denen jede traditionelle Entwicklung ausgesetzt ist, das Potential zu Veränderungen, das sie birgt, und somit ihren evolutionären Charakter:

A tradition, though perceived as a single entity by those who join or define it, is upon closer examination a set of discontinuous parts, sequenced only by time. The tradition must be created anew, recapitulated, and sustained within each individual poet – perhaps with changes (intentional or otherwise). Hence the possibility of misreading and of evolution. (1991: 133)

Die Romanistin Brigitte SCHLIEBEN-LANGE kombinierte bereits 1983 die Termini „Diskurs“ und „Tradition“. Sie betonte, dass Texte und ihre Traditionen in Form und Funktion jeweils sehr stark festgelegt sein können (1983: 138). Sie spricht von „Texttraditionen“, die „in Textgemeinschaften verankert sind [...], in Institutionen z.B. oder in literarischen Gruppen“ (1983: 139). Folgen mehrere Texttypen ähnlichen Prinzipien und ähnlichen formalen und argumentativen

Standards, spricht SCHLIEBEN-LANGE von ganzen „Diskursuniversen“ (1983: 140).

Mit dem Begriff „Diskurstradition“ führten KOCH/OESTERREICHER einen Terminus ein, der sprachliche Äußerungen – seien sie mündlich oder schriftlich – weit über den Bereich der Literatur hinausgehend erfassen kann. Zudem betonen sie, dass Diskurstraditionen mit gewissen Erwartungen auf der Rezeptionsseite einhergehen, was BURNLEY im oben angeführten Zitat in Bezug auf mittelalterliche literarische Werke ebenfalls hervorhebt. Dabei geht es darum, bestimmte Genreerwartungen zu erfüllen, d.h. der Erwartungshaltung des Rezipienten bestmöglich gerecht zu werden. Außerdem unterstreichen KOCH/OESTERREICHER die für meine Untersuchungen im höchsten Maße relevante Eigenschaft der Übereinzelsprachlichkeit, die Diskurstraditionen auszeichnet:

[...] hier geht es um Textsorten, (literarische und nicht-literarische) Gattungen, Stile usw., die massive Auswirkungen auf den sprachlichen Ausdruck und das Verständnis des Ausgedrückten haben. [...] Es ist zu betonen, daß derartige Traditionen gerade nicht an die Grenzen von Sprachgemeinschaften gebunden sind [...]. (2007: 353)

Der Aspekt der Übereinzelsprachlichkeit erfasst nämlich genau jenes Phänomen, das im England des 12. bis 14. Jahrhunderts so entscheidend ist: In *einem* Varietätenraum existieren *mehrere* Sprachen *nebeneinander*.⁷ Ab 1066 wird das Englische beinahe gänzlich in die mündliche Sphäre abgedrängt, das Französische ist vom späten 13. Jahrhundert an die gängige Verwaltungssprache auch im schriftlichen Bereich, und das Lateinische bleibt die Sprache der Kirche, der Gelehrsamkeit und der Gesetzeskodifizierung. Während also anfangs noch in den verschiedenen Kommunikationsbereichen jeweils eine ganz bestimmte Sprache dominiert, gewinnt mit zunehmender kultureller und politischer Distanzierung von Frankreich das Englische sukzessive in zahlreichen Diskurstraditionen wieder die Oberhand. Dies ist freilich ein langwieriger und gradueller Pro-

7 OESTERREICHER definiert den Begriff des „Varietätenraums“ als die „Gesamtheit der in der Architektur einer historischen Einzelsprache gegebenen unterschiedlichen Sprachformen“ (2001: 1564) und verwendet in Abgrenzung dazu den Begriff des „Kommunikationsraums“ für die Betrachtung von „in einem, etwa staatlich-national, aber auch klein- oder großräumiger definierten Territorium koexistierenden verschiedenen Sprachen und Idiomen“ (*ibid.*). OESTERREICHERS Definition eines „Kommunikationsraumes“ trifft auf das spätmittelalterliche England zweifellos zu. Es ist aber sinnvoll, die spezifische Sprachsituation im England jener Zeit auch als „Varietätenraum“ zu verstehen, denn einerseits erfüllen die einzelnen Sprachen durchaus die diastratische Funktion eines sozialen Dialektes, und andererseits fungieren sie auch diaphasisch als Register (SCHAEFER 2008a: 454). Vor diesem Hintergrund wird im Folgenden der Begriff des „Varietätenraums“ auf die spätmittelalterlichen Sprachverhältnisse in England angewandt.

zess, und eine Zeitlang existieren in einer Diskurstradition Texte in verschiedenen Sprachen nebeneinander. In gewissen Bereichen, vor allem in der pragmatischen Schriftlichkeit,⁸ war es in der Praxis sogar so, dass in ein und derselben Diskurstradition für ein und denselben Text nicht eindeutig zu bestimmen ist, ob es sich um ein lateinisches, französisches oder englisches Schriftstück handelt.

Während für solche Texte die Mehrsprachigkeit selbst als charakteristisch und als geradezu genrekonstituierend gelten kann („variation is in itself a characteristic of the text-type“, WRIGHT 2000: 149), verhält es sich im Falle der mittellenglischen Romanzen anders. Zwar ist der Anteil an romanischem Vokabular mitunter besonders hoch, aber dennoch ist eine mittellenglische Romanze in jedem Fall klar von ihrer französischen Vorlage zu unterscheiden, auch wenn sie sich sogar physisch in unmittelbarer Nachbarschaft, d.h. in ein und derselben Handschrift befinden. Zumindest von der leider nicht mehr erhaltenen Handschrift Cotton Vitellius D.III wissen wir anhand einer Katalogliste aus dem Jahr 1731, dass sie eine mittellenglische Romanze, *Floris and Blauncheflour*, und eine französische Romanze, *Amis et Amiloun*, nebeneinander enthielt. Allerdings kann nicht ausgeschlossen werden, dass hier ehemals in unabhängiger physischer Form vorhandene Romanzen zu einem späteren Zeitpunkt zusammengebunden worden sind (GUDDAT-FIGGE 1976: 47; 180). Aufschlussreich ist aber, dass es sich um eine sehr frühe, auf ca. 1275 datierte Handschrift handelt. Zu jener Zeit könnte ein Nebeneinander französischer und englischer Romanzen – und dieses Nebeneinander meint eben gerade auch die Rezeption – durchaus noch die Regel gewesen sein.⁹ Auch Rosalind FIELD betont die synchrone Rezeption französischer und englischer Werke (2010: 79). Mit dem allmählichen Zurückweichen des Französischen aus dem englischen Kommunikationsraum übernahmen die französischen Werke dann aber vor allem die Vorlagenfunktion für die mittellenglischen Fassungen, d.h. ihre Rolle verlagerte sich von der Rezeptions- auf die Produktionsseite. Die Hauptakteure in diesem Prozess, die – je nach Adaptionsgrad – als Dichter, Nachdichter, Überarbeiter, Übersetzer oder

8 „Pragmatische Schriftlichkeit“ meint hier nach KELLER/WORSTBROCK „alle Formen der Schriftlichkeit [...], die unmittelbar zweckhaftem Handeln dienen oder die menschliches Tun und Verhalten durch Bereitstellung von Wissen anleiten wollen“, d.h. „Schriftgut, für dessen Entstehung und Nutzung Erfordernisse der Lebenspraxis konstitutiv waren“ (1988: 389). Für das englische Hoch- und Spätmittelalter umfasst der Bereich „pragmatische Schriftlichkeit“ insbesondere jenes Verwaltungsschrifttum, das im sogenannten ‚Hofstil‘, dem *curial style*, verfasst wurde (SCHAEFER 2008c: 453f.; BURNLEY 1986 u. 2001).

9 Rhiannon PURDIE betont, dass trilinguale Handschriften wie Oxford, Bodleian Library, MS Digby 86 und British Library, MS Harley 2253 für einen beträchtlichen „overlap of audience“ englischer, französischer und auch lateinischer Texte sprechen (2008: 33f.).

Adaptoren bezeichnet werden können, müssen demzufolge bilinguale „Literaten“ gewesen sein. Nunmehr waren nur sie in der Lage, Sprachgrenzen zu überwinden und Texte einer Diskurstradition von einer Sprache in die andere zu überführen. In der Person eines solchen bi- oder trilingualen Schreiberindividuums lag demnach ein ganz konkreter Ort unmittelbaren Sprachkontaktes. Die mehr oder weniger „übersetzten“ Texte sind gleichsam „the monolingual product of specifically multilingual alliances“ (WARREN 2007: 52).

Eine gewisse diskurstraditionelle Konstante liegt beispielsweise in den Exordien der Romanzen. Zahlreiche frühe Romanzenauftakte rechtfertigen, dass die Erzählung in englischer Sprache abgefasst ist. Kurioserweise haben aber auch solche Rechtfertigungen bereits Vorbilder in den französischen Werken, wo man sich bemüßigt fühlte, den Wechsel vom Lateinischen zur romanischen Volkssprache zu rechtfertigen. Häufiger als die Sprache bezeichnet ‚romanz‘ in den mittellenglischen Werken aber bereits deutlich das Genre.¹⁰ So heißt es beispielsweise in der Auchinleck-Version des *Richard Coeur de Lion* (ca. 1300) zu Beginn:

Bokes men makeþ of Latyn,
 Clerkes witen what is þer in,
 Boþe Almaundes and Pikard;
 Romaunce make folk of Fraunce
 Of kniȝtes þat were in destauce,
 þat dyed þurch dint of sward:
 [es folgt eine Auflistung von Romanzenhelden]
 As þis romaunce of Freyns wrouȝt,
 þat mani lewed no knowe nouȝt,
 In gest as so we seyn;
 þis lewed no can Freyns non
 (Ed. BRUNNER 1913, 7-22)

Das Französische wird hier bereits als ‚Freyns‘ bezeichnet, und das Genre ‚romance‘ wird charakterisiert als französischstämmige Rittergeschichte. Die Häufigkeit, in der diese vermeintlichen Äußerungen zur aktuellen Sprachsituation in Romanzenauftakten enthalten sind, lässt vermuten, dass es sich dabei um *topoi* handelt.¹¹ Deshalb warnt SCHAEFER davor, sie als ‚contemporaneous ‚lin-

10 Eine Zusammenstellung etlicher Passagen, in denen sich mittellenglische Romanzen selbst als *romance* bezeichnen, listete HOOPS auf (1929: 34ff.), auf ihre Signifikanz für die aktuelle Sprachsituation geht er allerdings nur am Rande ein.

11 So erläutert auch der Verfasser von *Arthour and Merlin* (2. Hälfte 13. Jh.) die Sprachsituation in folgenden Zeilen, in denen er zugleich begründet, warum er in englischer Sprache schreibt: „Freynsch & Latin euer ay whare. / Of Freynsch no Latin nil y tel more, / Ac on Inglisch ichil tel þer fore; / Riȝt is, þat Inglische vnderstond, / þat was born

guistic snapshots”“ zu bewerten (2006: 284). Es sind also weniger metasprachliche Kommentare zur Sprachsituation im England des 14. Jahrhunderts, als vielmehr diskurstraditionell spezifische und zugleich auf die Diskurstradition selbst bezogene Rechtfertigungen dafür, dass innerhalb einer Diskurstradition ein Sprachwechsel stattgefunden hat bzw. sich gerade vollzieht:

These quotes [...] are referring to the strong tie between a specific text type [...] and the language in which this text type has been ‘traditionally’ cast. (SCHAEFER 2006: 285)

Besonders interessant ist in diesem Kontext der Fall des *Ipomedon* des Walisers Hue de Rotelande, den dieser um 1180 auf Anglonormannisch verfasste und der um ca. 1390 ins Mittelenglische adaptiert wurde. Die französische Fassung enthält noch die Rechtfertigung für den Gebrauch der Volkssprache:

Moult me mervail de ces clers sages
Ky entendent plusurs langages, [...]
Ne di pas qe il bien ne dit
Cil qi en latin l’ad descrit,
Mes plus i ad leis ke lettrez;
Si li latin n’est translatez
Gaires n’i erent entendanz;
Por ceo voil dire en romanz
(Ed. Holden 1979, 21-30)¹²

Die mittelenglische Adaption *Ipomadon A* aber beginnt unmittelbar mit Ausführungen über das zentrale Thema des *Ipomadon*, die Liebe, um dann bereits ab der zweiten Strophe den Protagonisten vorzustellen (*Ip* 1-24). Der Grund dafür liegt vermutlich darin, dass die Romanze erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts ins Englische übertragen wurde, zu einer Zeit also, als es bereits keiner Rechtfertigung für den Gebrauch des Englischen als Literatursprache mehr bedurfte. Dies gilt auch für *Sir Thopas*. So sehr Chaucer hier sämtliche Romanzenklichs aneinander reiht: Eine – obschon topische – Rechtfertigung für seinen Sprachgebrauch wäre gegen Ende des 14. Jahrhunderts einfach nicht mehr zeit-

in Ingland; / Freynsche vse bis gentilman, / Ac euerich Ingliche Ingliche can; / Mani noble ich haue yseize, / þat no Freynsche coupe seye“ (*A&M*, Auch. 18-26).

- 12 „Sehr wundere ich mich über diese klugen Gelehrten, / Die so viele Sprachen verstehen, / Dass sie diese Geschichte beiseite gelassen haben, / Dass sie sie nicht ins Gedächtnis haben eingehen lassen. / Ich sage nicht, dass er es nicht gut gesagt hätte, / Der es auf Latein beschrieben hat, / Aber es gibt mehr Laien als Gebildete; / Wenn das Latein nicht übersetzt wird / Würden sie kaum Verständige sein; / Deswegen will ich es auf Romanisch sagen.“ Für die Hilfe bei der deutschen Übersetzung danke ich sehr herzlich meinem ehemaligen Kollegen im Dresdner Sonderforschungsbereich 537, Christoph Mayer (Dresden). Etwaige verbleibende Fehler verantworte ich.

gemäß gewesen. Insofern handelt es sich keineswegs um einen unhinterfragten Topos, sondern er wird nur angewendet, solange er im Einklang mit der Sprachsituation steht.

Mit dem Sprachwechsel innerhalb einer Diskurstradition ging zugleich in hohem Maße auch ein kultureller Wechsel einher, denn während des Adaptionsprozesses kam es zu erheblichen Verschiebungen der diskurstraditionellen Konventionen.¹³ Ein entscheidender Faktor war dabei die Anpassung an den jeweiligen Publikumsgeschmack, die der Adaptor oder Übersetzer vornehmen musste (HERMANS/KOLLER 2007: 27; BOSE 2007: 1296). Das spezifische konzeptionelle Profil, das laut KOCH/OESTERREICHER konstituierend für eine Diskurstradition ist und dessen Vorläufer sie bereits im rhetorischen Begriff des *aptum* sehen (2007: 359), verschob sich beim Transfer eines Werkes vom Französischen ins Englische in einem Maße, das die Frage aufwirft, ob es sich überhaupt noch um ein und dieselbe Diskurstradition handelt. Gerade um derartige Verlagerungen der diskurstraditionellen Konventionen – FINLAYSON spricht von „standard elements of a convention“ (1980: 47) – aufzudecken, ist es wichtig, die mittellenglischen Werke nicht isoliert zu betrachten, sondern sie in Gemeinschaft mit den französischen Werken als Bestandteil ein und desselben literarischen Diskursraumes zu sehen. Dies fordert auch SMITHERS:

[...] many of us tend to assume that Anglo-Norman literature is a quite separate entity from Middle English literature and therefore unrelated, and hence to ignore it. But they are in fact indivisible, and Anglo-Norman is not just a useful 'background' to Middle English literature, but almost another form of the same literary culture. (1988: 190)

Tatsächlich besteht ein großes Manko der traditionellen englischen Literaturgeschichtsschreibung darin, das multilinguale Milieu, in dem Texte nach 1066 entstanden, völlig auszublenden und sich allein den englischsprachigen Werken zu widmen. Damit, so Linda GEORGIANNAS geradezu provokante These, habe man zugunsten einer nationalistischen Literaturgeschichtsschreibung den Fokus ausgerechnet auf die Sprache gelenkt, der im 12. und 13. Jahrhundert in England am wenigsten der Status einer Kultursprache zukam:

In spite of overwhelming evidence that post-Conquest England rapidly becomes a complex, trilingual culture, with linguistic and social contact among readers and writers of Latin, French, and English, our literary histories insist on following the

13 Grundsätzlich geht jeder Übersetzungsprozess auch mit kulturellen Verschiebungen einher, s. SCHAEFER 1996a: 17: „Any translation is the result of a dialogic process, of a negotiation for mutual understanding, with the translator carrying the burden of mediating not only between two languages, but between two cultures“; s.a. SCHREIBER 1993: 251-262 und KOLLER 2007c: 1706.

thread only of the last, and arguably least important, language of culture in England until the fourteenth century, yet enthroned and pursued as though it holds the key to our national identity. (1998: 44)

Der Vorwurf der Vernachlässigung oder gar Ignoranz gegenüber dieser „sprachliche[n] und kulturelle[n] Doppelwelt des hoch- und spätmittelalterlichen England“ (REICHL 2005: 13) wird auch im Blick auf neueste Veröffentlichungen namhafter Literaturwissenschaftler noch laut.¹⁴ Tatsächlich ist es unabdingbar, den angelsächsischen Raum jener Zeit in seiner Mehrsprachigkeit zu sehen, in der jede Sprache in bestimmten Diskursbereichen eine bestimmte Funktion erfüllte. Es trägt wenig Früchte, wenn man den englischen Kulturraum des Spätmittelalters *allein* aus der Sicht des Romanisten,¹⁵ *allein* aus der Sicht des Latinisten oder *allein* aus der Sicht des Anglisten betrachtet. Erst das Wahrnehmen der multilingualen Sprachsituation im spätmittelalterlichen England zeigt es in seiner kulturellen Vielfalt und lässt die besondere kulturelle Dynamik erkennen, die sich nach 1066 in England entfaltete (GEORGIANNA 1998: 46). Eine solche Perspektive macht einerseits diskurstraditionelle Abhängigkeiten erkennbar, erlaubt aber auch das Aufdecken jener Traditionsbrüche, Verschiebungen und Verästelungen, die CABLE als „discontinuous parts“ (1991: 133) bezeichnet und die auch SCHLIEBEN-LANGE als geradezu typisch für traditionelle Entwicklungen bezeichnete (1983: 36).

14 So wirft Neil CARLIDGE Christopher CANNON in einer Rezension zu dessen Monographie *The Grounds of English Literature* (2004) in einer harschen Kritik vor, den anglo-normannischen Kontext, in dem die von ihm behandelten Texte stehen, völlig außer Acht gelassen zu haben: „The almost total elision of Anglo-Norman literature from consideration is particularly remarkable given the generalizations made about romance in the final chapter“ (2007: 122). CANNON sagt ganz explizit über die Grundlagen der englischen Literatur: „Although this ground appeared first in French, not in English, I am only concerned here with its effects in English [...]“ (2004: 175). Die Marginalisierung des Französischen im Rahmen seiner Untersuchungen ist allerdings unabdingbar für die Konstruktion seiner These, die frühen mittelenglischen Texte stünden in völliger Isolation und sperrten sich gegen jegliche Systematisierung und Kategorisierung (2004: 2).

15 Eine radikal-romanistische Sicht auf die Sprachsituation im hoch- und spätmittelalterlichen England nimmt der Romanist E.R. CURTIUS ein, wenn er sagt: „Durch die normannische Eroberung und die angevinischen Könige wird England für Jahrhunderte ein Annex der französischen Kultur. [...] Paris ist die literarische Hauptstadt Englands. [...] Das mittelalterliche England gehört zur Romania“ (¹¹1993 [1948]: 44f.). Hier wird wiederum allzu pauschal eine vollständige Romanisierung Englands behauptet, die sich aber nicht einmal für den Adel feststellen lässt. So verzeichnet das Domesday Book von 1086 190 Barone, von denen fünf oder sechs englischer Herkunft waren (MILLER 1997: 233).

2.1.2 Intensiver und extensiver Ausbau

Die Standardisierung einer Sprache ist unmittelbar an die Schriftlichkeit gekoppelt: „We know of no language that became written without also becoming standardized“ (COULMAS 1987: 121). Die Verschriftlichung einer Sprache geht immer unweigerlich mit deren Ausbau einher. Als sprachhistorischer Prozess lässt sie zunächst an strikt sprachimmanente Vorgänge denken. Aber bereits Heinz KLOSS, auf dessen Ausbaukonzept KOCH/OESTERREICHER aufbauen, unterschied im Bezug auf die „Weiterentwicklung der Sprache“ (²1978: 10) zwei „interdependente Dimensionen“: erstens die Entwicklung neuer Stilmittel und zweitens die Erschließung neuer Anwendungsbereiche (²1978: 37).¹⁶ Während die erste Dimension sich tatsächlich auf sprachimmanente Aspekte wie die zunehmende Differenzierung – gelegentlich auch Vereinfachung – der Ausdrucksmittel im Bereich der Lexik und der Syntax bezieht (*ibid.*), richtet sich die zweite auf Außersprachliches, nämlich auf die Bereiche, in denen eine Sprache Anwendung findet. Hier unterscheidet KLOSS vier Großbereiche: „Schöne Literatur“, „Sachprosa“, „Schlüsseltexte“ und „Zusprachetexte“ (²1978: 38f.). Mit „Zusprachetexten“ meint KLOSS medial mündliche, aber konzeptionell schriftliche Texte wie Vorträge, Predigten sowie Rundfunk- und Fernsehansprachen (*ibid.*). Er trifft also implizit bereits jene beiden wesentlichen Unterscheidungen, die KOCH/OESTERREICHER erstens als „intensiven“ und „extensiven“ Ausbau und zweitens als „konzeptionell mündlich“ und „konzeptionell schriftlich“ bezeichnen (z.B. OESTERREICHER 1993: 269-271 und 276; KOCH/OESTERREICHER 1994: 589-590; 2007: 347-350 und 364).

Beim intensiven und extensiven Ausbau handelt es sich um verschiedene Aspekte eines dynamischen Prozesses, innerhalb dessen sich eine Sprache sukzessive neue Diskurstraditionen erschließt und zugleich auch syntaktisch, lexikalisch und morphologisch dahingehend reift, dass sie den Anforderungen des

16 Die früheren Arbeiten von KLOSS sind durchaus kritisch zu sehen, sind sie doch stark geprägt von einer rassistisch-ideologischen Weltsicht, die jeglicher seriösen wissenschaftlichen Fundierung entbehrt. Es ist mehr als befremdlich, dass dieses rassistische Gedankengut auch in Werken, die nach 1945 erschienen sind, ohne jegliche kritische Kommentierung weiterhin enthalten ist (z.B. KLOSS 1952: 207f.; und auch noch in ²1978: 331). In der zweiten Auflage von 1978 ist KLOSS dann allerdings krampfhaft bemüht, sich von jeglichem diskriminierenden Denken zu distanzieren, was dann aber wieder seltsame Blüten treibt: „Gerade ihre Sprachen [i.e. die der Naturvölker] gehören zu den wichtigsten Beweisdokumenten dafür, daß diese Völkerschaften ein eigenständiges, eindeutig affenfernes, menschentumoffenbares geistiges Leben führen.“ (²1978: 12). Trotz derartiger Wirrheiten ist aber nicht von der Hand zu weisen, dass KLOSS' Ausbaukonzept sehr tragfähig für Untersuchungen von Standardisierungsprozessen ist; s. dazu auch WEBER 2010: 15-21.

jeweiligen Diskursbereichs entspricht. Dieser Prozess lässt sich auch als „Verschriftlichung“ bezeichnen. In Abgrenzung zum Terminus „Verschriftung“, der den bloßen medialen Transfer vom Physischen in das Graphische bezeichnet, beinhaltet der Begriff „Verschriftlichung“ genau diese kulturhistorische Gesamtentwicklung, die eine Sprache beim Einrücken in die Schriftlichkeit durchläuft (SCHAEFER 1993: 3). Die Verschriftlichung erfasst allerdings niemals eine Einzelsprache als Ganze, sondern ist ein sukzessiver Vorgang, der sich schubweise innerhalb einzelner Diskurstraditionen vollzieht (OESTERREICHER 1993: 277). Der Einrückungsprozess selbst ist dabei alles andere als beliebig. So wird – und dies ist wohl eine sprachhistorische Konstante – die Verschriftlichung einer Volkssprache oftmals im Diskursbereich der Dichtung beginnen und nicht mit Gesetzestexten, wissenschaftlichen Pamphleten oder religiösem Schrifttum. Die Sprache tastet sich gleichsam auf einem bereits etablierten Terrain in die Schriftlichkeit vor, reift von Stufe zu Stufe, bis sie mit ihren eigensprachlichen Mitteln in der Lage ist, auch komplexere Sachverhalte adäquat auszudrücken. Auch dieses sukzessive Einrücken nach hierarchischen Gesichtspunkten hat bereits KLOSS beschrieben, der sechs „Ausbaustufen“ auflistet, die allerdings, wie die Erwähnung des Rundfunks zeigt, stark auf die Jetztzeit ausgerichtet sind (²1978: 52). Daher sei hier die zeitlosere und somit auch auf mittelalterliche Verhältnisse anwendbare Zusammenfassung von KLOSS’ Ausbauphasen durch den norwegischen Sprachwissenschaftler Einar HAUGEN zitiert:

First comes its use for purely humorous or folkloristic purposes. Then lyric writers may adopt it, followed by prose narrators. But it has not reached a crucial stage of development until success is achieved in writing serious expository prose, or what he [i.e. KLOSS] calls „Zweckschrifttum“. Beyond this comes the elaboration of the language for purposes of technical and scientific writing and government use. (HAUGEN 1966: 930)

So liegen auch die Anfänge der erneuten Verschriftlichung des Englischen im Bereich der Dichtung. Die Anthologie frühmittelenglischer Texte von BENNETT/SMITHERS (²1968) umfasst Texte wie das Streitgedicht *The Owl and the Nightingale*, Fabeln, Heiligenlegenden, auch schon Romanzen, Verschroniken, homiletische Werke wie das *Ormulum* und zahlreiche lyrische Kleingedichte. Da all diese Werke der Mündlichkeit noch sehr nahe standen, bezeichnet CATTO sie treffend als „by-products of their oral presentation“ (2003: 28).

Wenn wir die mittelenglischen Romanzen im Hinblick auf Standardisierung betrachten, handelt es sich also um die Phase des extensiven Ausbaus, während der das Englische in eine zuvor durch eine andere Sprache besetzte Diskurstradition eindringt. Dabei übernimmt es zahlreiche diskurstraditionelle Vorgaben, schlüpft also gleichsam in das vorhandene Schriftlichkeitskorsett, drückt der Diskurstradition aber zugleich seinen eigenen Stempel auf.

2.1.3 Der mediale Ansatz

Es liegt nahe zu vermuten, dass frühe verschriftlichte Texte noch stark von der Mündlichkeit geprägt sind und noch nicht jene Schriftlichkeitsmerkmale aufweisen, die für Texte in der Standardsprache charakteristisch sind. An solchen Texten lassen sich also einerseits noch Mündlichkeitsspuren ausmachen, andererseits dürfte aber gerade die Tatsache ihrer medialen ‚Unreife‘ das Bemühen um Verschriftlichungsstrategien besonders offensichtlich werden lassen. Schon 1973 forderte Kathryn HUME, man müsse sich den mittelenglischen Romanzen aus medialer Perspektive nähern, um ihnen gerechter zu werden:

[...] one of the most serious obstacles to proper valuation of the Middle English metrical romances is their oral nature. Critics have read them off the printed page without considering that they were meant to be heard. (1973: 39f.)

Im Bezug auf literarische Texte im Allgemeinen bedauerte Walter J. ONG in seinem vielbeachteten Werk *Orality and Literacy* (1982) – und in der überarbeiteten Ausgabe von 2002 wird dies wiederholt –, dass die Literaturgeschichtsschreibung dem Gegensatzpaar Mündlichkeit-Schriftlichkeit bis dato wenig Aufmerksamkeit schenkte. Er mahnte an, dass die mediale Perspektive tiefe Einblicke und neue Erkenntnisse hinsichtlich des Genres, des Erzählplanes, der Charakterzeichnungen, des Verhältnisses vom Schreibendem zum Leser und somit des literarischen Werkes zu den sozialen, intellektuellen und psychologischen Strukturen seiner Zeit würde vermitteln können (ONG ²2002: 154). Freilich ist in dieser Hinsicht in der Mündlichkeits-Schriftlichkeitsforschung in den letzten dreißig Jahren viel passiert. So sind im Zuge der Arbeit des Freiburger Sonderforschungsbereichs 321 „Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit“ (1985-1996) auch die mittelenglischen Romanzen im Teilprojekt „Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der Literatur des englischen Mittelalters“ in Einzelstudien auf mediale Fragen hin untersucht worden (z.B. SPAHN 1991, SCHAEFER 1994, s. a. die Bibliographie in RAIBLE 1998: 256ff.).

An dieser Stelle ist zu betonen, dass das Gegensatzpaar Mündlichkeit-Schriftlichkeit in seiner Anwendung auf mittelenglische Romanzen und wohl auf die spätmittelalterliche Dichtung insgesamt keineswegs dichotomisch, sondern graduell zu betrachten ist. Diese Art von Dichtung ist, indem man Performanz- und Intertextualitätsaspekte heranzieht, in einem Spannungsfeld zu lokalisieren, in dem Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Latinität und Volkssprachlichkeit ineinanderwirken (MCGILLIVRAY 1990: viii).

Ferner ist zu betonen, dass es sich bei den mittelenglischen Romanzen des 13. und 14. Jahrhunderts natürlich nicht um Produkte einer primären Mündlichkeit handelt. England blieb, obwohl das Englische weitgehend aus der Schrift-

lichkeit verdrängt wurde, auch nach 1066 ein Schriftraum und somit ein Raum, in dem kontinuierlich Texte schriftlich produziert und rezipiert wurden. Insofern sind auch die mittenglischen Romanzen Produkte einer Kultur, die tief in der Schriftlichkeit verankert war. Dennoch mussten sie – einzelsprachlich – den Weg in die Schriftlichkeit neu gehen, und dabei dienten die französischen Werke als Vorlagen. Zwar lag auch deren Etablierung in der Schriftlichkeit noch nicht allzu lange zurück, hatte sich aber kontinuierlich und wiederum anhand lateinischer Vorbilder vollzogen. Will man also den Schriftlichkeitsstatus literarischer Werke analysieren, so kommt man nicht umhin, als – wenn auch plakativ – Kontrast die Charakteristika mündlicher Dichtung heranzuziehen.

Die Profile von mündlicher und schriftlicher Sprache werden von KOCH/OESTERREICHER konkret beschrieben, indem sie sie kontrastiv einander gegenüberstellen (1994: 590):

MÜNDLICHE SPRACHE	SCHRIFTLICHE SPRACHE
MIKROSTRUKTUR	
situationsgebunden	situationsentbunden
geringe Planung	starke Planung
eher dialogisch	eher monologisch
hohe Emotionalität	geringe Emotionalität
linear-reihende Textgliederung	hierarchisch-komplexe Textgliederung
geringe Textkohärenz (häufige Asyn-	starke Textkohärenz; durchstrukturierte
dese und Häufung bloßer	semantische Progression, explizite Ver-
UND-Verknüpfungen)	ketzung zwischen Sequenzen im Text
	(strikte Beachtung der Kongruenzre-
	geln, Satzverknüpfungen)
MAKROSTRUKTUR	
Präsens als Erzähltempus	komplexeres Temporagefüge
direkte Rede	indirekte Rede
beträchtlicher Schematismus (Formeln,	komplexere, langfristige Planung mit
Stereotype usw.) aufgrund einer leben-	vielfältigen, wiederholbaren Korrektur-
digen Gedächtniskultur (vor allem in	und Kontrollvorgängen; Zugriff auf ex-
der Vokalität)	terne Wissensspeicher; setzen erhöhte
	Kreativität und Individualität frei

Diese Matrix ist für die folgenden Detailuntersuchungen des Verschriftlichungsstatus mittenglischer Romanzen ein wertvoller Analyseleitfaden, wenn gleich dabei vor allem auch Akkulturationsaspekte im Zentrum stehen, die dieses Schema nicht abdeckt und auf die im Folgenden näher einzugehen ist. Die KOCH/OESTERREICHERSchen Aspekte „Situationseinbettung“, „Textkohärenz“,

„Textplanung“, „Schematismus“, „Monologisch/Dialogisch“ und „Emotionalität“ werden gleichwohl in den vorliegenden Untersuchungen zentral sein.

2.1.4 Übersetzungstheoretische Grundlagen

In seinen übersetzungstheoretischen Arbeiten betont Werner KOLLER, dass sich ein moderner Äquivalenzbegriff, bei dem die optimale Entsprechung zwischen Ausgangstext (Originaltext) und Zieltext (Übersetzung) als äquivalent bezeichnet wird (2007a: 343), auf historische Verhältnisse nicht anwenden lasse (2007a: 347). In der historischen Übersetzungsforschung, so KOLLER, ist es selbstverständlich, auch Be- und Umarbeitungen sowie Adaptionen aller Art zu berücksichtigen (*ibid.*). Mit STACKELBERG (1984: x) betont er, dass gerade solche Werke, die vom Original deutlich abweichen, für den Übersetzungshistoriker umso interessanter sind. FOURQUET sagt sogar wertend, frappante Abweichungen vom Original machten das besondere literarische Niveau einer Adaption aus (1977: 99f.). Tatsächlich liegt eine Gefahr des Äquivalenzbegriffs darin, die Beziehung zwischen Zielsprache- und Ausgangstext als zu statisch anzusehen (KOLLER 2007a: 349). KOLLER plädiert daher für eine Dynamisierung des Äquivalenzbegriffes, die von dem Sachverhalt der „doppelten Bindung“ der Übersetzung ausgehen muss: einerseits der Bindung an den Ausgangstext, andererseits der Bindung an die kommunikativen Bedingungen auf der Empfängerseite (*ibid.*). Zugleich schlägt er die Differenzierung des Äquivalenzbegriffs in fünf „Äquivalenzrahmen“ vor:

1. die *denotative Äquivalenz*, d.h. der außersprachliche Sachverhalt, der in einem Text vermittelt wird;
2. die *konnotative Äquivalenz*, d.h. die im Text durch die Art der Verbalisierung vermittelten Konnotationen bezüglich Stilschicht, soziolektale und geographische Dimension;
3. die *textnormative Äquivalenz*, d.h. die Text- und Sprachnormen, die für bestimmte Texte gelten;
4. die *pragmatische Äquivalenz*, d.h. der Empfänger, an den sich die Übersetzung richtet;
5. die *formal-ästhetische Äquivalenz*, d.h. bestimmte ästhetische, formale und individualistische Eigenschaften des Ausgangstextes (2007a: 351).

Bei der Betrachtung von Ausgangs- und Zielsprachetexten sind diese Äquivalenzrahmen sicherlich von großem Nutzen. Die schematische Auflistung und der Begriff „Rahmen“ suggerieren allerdings die Möglichkeit einer klaren Abgrenzung der einzelnen Bereiche und blenden aus, dass diese ineinanderwirken und

sich teils gegenseitig bedingen. So scheint die textnormative Äquivalenz eine übergeordnete Kategorie zu sein, die KOCH/OESTERREICHERS Konzept der Diskurstradition entspricht. Die Frage der Textsorte ist unmittelbar gekoppelt an die der Rezeption, und beide determinieren wiederum genauso die formal-ästhetischen Ausformungen eines Textes wie dessen konnotative und denotative Äquivalenz. Diese Ansicht teilt KOLLER aber durchaus an anderer Stelle, wenn er betont, „wie sehr die sprachlich-stilistische, die textuelle und die kulturelle Dimension aufeinander bezogen sind“ (2007b: 185). Er zeigt die Gefahren auf, die mit der Konzentration auf nur einen Bereich und der Ausblendung der beiden anderen einhergehen und plädiert dafür, „*Sprache, Text* und *Kultur* als aufs Engste miteinander verknüpft“ aufzufassen (2007b: 184). Genauso betont er, dass sich der sprachwissenschaftliche *bottom-up* und *top-down*-Ansatz, d.h. die Textanalyse von den textlichen Mikro- zu den Makrostrukturen bzw. umgekehrt, nicht trennen lassen, wobei die Makrostrukturen Textbausteine, ganze Texte und Textgattungen umfassen, die Mikrostrukturen Sätze, Syntagmen und einzelne Wörter (2007b: 184f.). *Idealiter* beginnt der *bottom-up*-Ansatz die Analyse auf der Mikro-, der *top-down*-Ansatz auf der Makroebene. Die Untrennbarkeit beider Ansätze in der Praxis wird sich auch an den beiden folgenden Detailanalysen mittelenglischer Romanzen zeigen.

Als zentrale Veränderungsmotoren im Adaptionsprozess führt KOLLER die Rezipientengerichtetheit, die Textsorte sowie die Gebrauchssituation an (2007c: 1702). Auch dieser Dreiklang suggeriert wieder eine Trennung der drei Bereiche, die zumindest im Falle der mittelenglischen Romanzen nicht gegeben ist.

Übersetzungen sind stets (Mit-)Träger und (Mit-)Vermittler fremdsprachlichen Einflusses (2007c: 1704), der aber eben – wie oben schon betont – nicht allein sprachliche, sondern auch textliche und kulturelle Domänen um- und erfasst. Zwar handelt es sich im Falle des spätmittelalterlichen Englands um *einen* Diskursraum, in dem Texte innerhalb *einer* Diskursgemeinschaft kommuniziert werden. Dennoch wirken in diesem Diskursraum kulturelle Strömungen, die wiederum *verschiedenen* Kultur- und damit auch Diskursräumen entstammen: die indigene angelsächsische Kultur und die romanische Kultur. Wenngleich es gerade spezifisch für das England nach 1066 ist, dass dort zwei bzw. drei kulturelle Strömungen ineinanderwirken, teils miteinander verschwimmen, durchaus aber auch miteinander konkurrieren, lassen sich die verschiedenen Einflussbereiche dennoch weiterhin erkennen. Sprachliche und thematische Einflüsse des Französischen auf das Englische bleiben identifizierbar. Daher ist es gerechtfertigt, hier von Akkulturation zu sprechen, um die romanischen Einflüsse auf das Englische ausmachen zu können, auch wenn hier die Besonderheit besteht, dass sich der Akkulturationsprozess innerhalb ein- und derselben Diskursgemeinschaft vollzieht, d.h. die Übersetzer bzw. Adaptoren derselben Gruppe angehören.

ren, die auch schon Träger der ‚Ursprungskultur‘ war (WEBER 2010: 103). Obwohl es sich also *de facto* um denselben Kulturraum handelt, kommt es dennoch nicht nur zu Sprach-, sondern auch zu Kulturkontakt.

KOLLER unterscheidet innerhalb des Kulturkontaktes zwischen adaptierender und transferierender Übersetzung. Die erste Form zeichnet sich dadurch aus, dass sie jene Textelemente, die spezifisch für die Kultur des Ausgangssprachetextes sind, durch Elemente ersetzt, die spezifisch für die Kultur der Zielsprache sind. Die transferierende Übersetzung hingegen bewahrt die kulturellen Spezifika des Ausgangstextes (KOLLER 2007c: 1706). Dies führt zu dem zunächst paradox anmutenden Sachverhalt, dass bei der adaptierenden Übersetzung den aus Perspektive des Ausgangssprachetextes innovativen Elementen im Zielsprachetext eine bewahrende, konservierende Funktion zukommt, indem sich „die Übersetzung innerhalb der Normen der ZS [= Zielsprache] bewegen kann; sie wirkt damit normbestätigend und -stabilisierend“ (*ibid.*). Die transferierende Übersetzung hingegen hat mit Blick auf die Zielsprache innovativen Charakter, da sie Kulturelemente des Ausgangstextes eins zu eins übernimmt und somit neu in die Zielsprache einführt (*ibid.*). Die Situation lässt sich knapp und chiasmisch mit folgender Formel beschreiben: Das Innovative ist konservativ und das Konservative ist innovativ.¹⁷ Das im Text der Zielsprache Neue bestätigt das Bestehende in der Kultur der Zielsprache, während das aus dem Text der Ausgangssprache unverändert Übernommene im Text der Zielsprache innovativ ist. Im Falle adaptierender Übersetzungen kommt es zu einer konsequenten Ein- und Anpassung an in der Kultur des Zielsprachetextes vorherrschende Normen und Traditionen. Innerhalb dieses Adaptionprozesses wirken Aspekte der Textsortenzugehörigkeit, der Rezipientengerichtetheit und der Gebrauchssituation unmittelbar ineinander: Je nach Textsorte richtet sich ein Text an ein bestimmtes Publikum, das wiederum ganz bestimmte Rezeptionsgewohnheiten hat und an dessen „Erwartungshorizont“ (JAUSS 1970: 173ff.) er sich auszurichten hat. Bestimmte Rezeptionsbedingungen innerhalb einer Diskursgemeinschaft und innerhalb eines Diskursraumes haben daher im Zuge des Adaptionprozesses durchaus einen prägenden Einfluss auf den Zielsprachetext. Textliche Charakteristika, die in frühen Texten noch tatsächlichen Rezeptionsverhältnissen geschuldet sein konnten, also z.B. wirklich noch medial erforderlich waren, konnten genrekonstituierend werden und wurden somit weiterhin den Texten eingeschrieben, obwohl sie rein funktional nicht mehr vonnöten waren.

17 Ursula SCHAEFER hat diesen Sachverhalt als „*preservation by innovation*“ bezeichnet (2011: 56 und ähnlich: 49). Sie hat mein Augenmerk auf die Arbeiten von Koller gelenkt.

Wohl für das ganze Mittelalter lässt sich Übersetzung nicht als reproduzierende, sondern als kreativ-schöpferische, produzierende Tätigkeit beschreiben. Es handelt sich somit durchweg um KOLLERS Typus der adaptierenden Übersetzung. Später werde ich jedoch noch zeigen, dass dieser Typus wiederum stark voneinander abweichende Texttransformationsprozesse umfasst.

2.2 Bisherige Definitions- und Klassifizierungsversuche der Diskurstradition ‚Romanze‘

Seit Beginn der Romanzenforschung im 19. Jahrhundert wurden immer wieder Versuche unternommen, die Romanzen als Genre zu definieren, von anderen Diskurstraditionen abzugrenzen und eine Klassifizierung innerhalb der Diskurstradition vorzunehmen. Jegliche Definitions- und Klassifizierungsversuche erwiesen sich jedoch als angreifbar, und auch nach gut hundertfünfzig Jahren Romanzenforschung ist das Genre „as elusive to track down as the Questing Beast“ (WHETTER 2003: 21). Schon die Definition des Wortes ‚romance‘ gestaltet sich äußerst schwierig, wozu der verbreitete umgangssprachliche Gebrauch noch beiträgt: „Romance is one of those terms, like *liberty* or *love*, that everybody uses and no one can define“ (BENSON 1980: 77).

In seinen frühesten Belegen benennt ‚romance‘ allein die Sprache, in der bestimmte Werke verfasst sind. Dies war in der gesamten Romania üblich, also auch in italienischen und spanischen Texten, und diente stets der Abgrenzung vom Lateinischen (CURTIUS ¹¹1993 [1948]: 42). Weder über die Form noch über den Inhalt werden weitere Aussagen gemacht, wenn es zunächst ab dem 12. Jahrhundert in französischen Werken heißt, dass sie „en romanz“ geschrieben sind. Der früheste derartige Beleg findet sich 1106 in der anglonormannischen *Voyage de Saint Brendan* des Mönchs Benedikt (CLANCHY ²1993: 216; „en romanz“, 11, Ed. SHORT/MERRILEES 2006; „en romanz est translaté“, 8, Ed. ARNOLD 1938, Variante in Fn.). Ähnlich äußern sich auch Wace im *Roman de Brut* und Benoît de Sainte-Maure im *Roman de Thèbes* (STROHM 1977: 2). Benoît liefert zugleich den Grund für den Gebrauch der Volkssprache: Auch jene, die des Lateinischen nicht mächtig sind, sollen in der Lage sein, seiner Geschichte Trojas zu folgen (*ibid.*; Ed. CONSTANS 1890, 1-16). Es handelt sich also um den Topos der Rechtfertigung für die Sprachwahl, der später auch in den mitttelenglischen Romanzen häufig auftaucht. Beide Dichter verwenden den Terminus „romanz“ allerdings in denselben Werken auch schon substantivisch, so dass hier bereits die Ursprünge der generischen Bezeichnung „Romanze“ zu verorten sind (*ibid.*), auch wenn zunächst noch keine „Einschränkung auf eine einzelne Gattung“ (CURTIUS ¹¹1993 [1948]: 42) erfolgt. Folgende kleine Ro-

manzen-Vignette in Chrétiens *Yvain* sagt allerdings auch schon einiges mehr über das Genre aus, für das die Bezeichnung steht:

Apoié voit dessor son cote
Un *prodome*, qui se gisoit
Sor un drap de soie, et lisoit
Une pucele devant lui
An un romanz, *ne sai de cui*.
Et por le romanz *escouter*
S'i estoit venue acoter
Une dame [...]
(Y 5362-5369)

Da erblickt er einen Edelmann,
der mit aufgestütztem Arm
auf einem Seidentuch gelagert war,
und vor ihm las ein Mädchen
aus einem Roman vor;
von wem er war, weiß ich nicht.
Und um den Roman anzuhören,
hatte sich eine Dame
dort niedergelassen.

Das Genre dient demnach der Unterhaltung bei Hofe, Geschriebenes wird vorgelesen, und es handelt sich um die Taten eines ganz bestimmten Protagonisten. Chrétiens kommt somit das Verdienst zu, „romanz“ als erster als generischen Terminus verwendet und das Genre auch gleich deutlicher umrissen zu haben (D. KELLY 2006: 161, über *Cligés*; BATT/FIELD 2001: 63; STROHM 1977: 4).

So wie die französischen Werke erst spät als ‚romanz‘ bezeichnet wurden und zunächst die Termini ‚chansons‘ und ‚contes‘ vorherrschend waren, setzte sich auch im Mittelenglischen die Bezeichnung ‚romance‘ erst allmählich durch. Anfangs war meist die Rede von ‚tale‘, ‚spelle‘, ‚geste‘ und ‚rym‘ (z.B. *BoH* 1, 1484; *H* 3-13, 338, 21-23, 2998; *YG* 40, 149, 4028). Fiel einmal der Terminus ‚romance‘, dann meist nicht autoreferentiell, sondern in Bezug auf ein Werk im Werk, das nur selten näher spezifiziert wurde. Dies ist beispielsweise auch in den beiden hier untersuchten Romanzen der Fall: In *Havelok the Dane* wird „Romanz reding on the bok“ (*H* 2327) als Unterhaltung bei einem Volksfest angeführt, in *Yvain and Gawain* ist – in Übereinstimmung mit dem gerade angeführten Zitat aus der Vorlage – die Rede davon, dass ein junges Mädchen seinen Eltern in einem Garten aus einer Romanze vorliest (*YG* 3084-3090).¹⁸ Auch die

18 Im Falle von *Havelok* disharmoniert die Erwähnung des Romanzenvortrags geradezu mit dem archaischen angelsächsischen bzw. skandinavischen Kontext, den das Werk ansonsten heraufbeschwört. Die Assoziation mit einem französischsprachigen Werk ist

Erwähnung von ‚romance‘ in der Auchinleck-Fassung von *Arthur and Merlin* bezieht sich – entgegen der Aussage des Herausgebers („*Romaunce* nennt der dichter sein werk“, Ed. KÖLBING 1890: 409) – sehr wahrscheinlich noch nicht auf das Werk selbst, sondern auf dessen französische Vorlage (STROHM 1977: 8; *A&M*, Auch. 31, 626, 8585, 8908, 9405, 9657). Andere im Auchinleck MS enthaltene Werke wie *Richard Coeur de Lion* und *Guy of Warwick* bezeichnen sich aber bereits explizit selbst als Romanze (STROHM 1977: 12; *RCL*, 202: „Off whom þis romaunce jmakend is“; *GoW*, Auch., Stanza 1, l. 2: „Þat herken to mi romaunce rede“). Das Französische selbst wird in *RCL* nicht mehr als ‚romanz‘, sondern bereits als ‚Freyns‘ bezeichnet. Mitunter lässt sich gar nicht unterscheiden, ob mit ‚romauunce‘ noch allein die Sprache oder bereits das Genre selbst gemeint ist, so z.B. in *BoH* 2424f.: „Herde 3e neuer of no kny3t / Byfore þis in romaunce telle“.

Bei Werken, die sich selbst ‚romance‘ nennen, ist allerdings Vorsicht geboten. So führt MEHL ein Beispiel aus B.M. Add. 31.042, fol. 163 an, in dem eine Erzählung aus dem Leben Jesu sich als solche bezeichnet: „Here Bigynnys the Romance of the childhode of Ihesu criste þat clerkes callys Ipokrephum“ (1967: 26, Fn. 46). Als weitere Werke mit dem autoreferentiellen Etikett „Romanze“, die aber nicht als Romanzen zu klassifizieren sind, führt HOOPS den *Myroure of Lewed Men, St. Gregory* (Vernon MS) und die *Meditations on the Life and Passions of Christ* (1929: 35) an. Der Grund für diese Etikettierung liegt wohl darin, dass es auch in diesen Werken um den heldenhaften Werdegang eines bestimmten Protagonisten geht (STROHM 1977: 13).

Dass es gegen Ende des 14. Jahrhunderts einen Konsens darüber gegeben haben muss, was eine Romanze ist (und was nicht), zeigt sich an Chaucers Romanzen-Persiflage *Sir Thopas*: Zum einen musste Chaucer als Dichter sehr genau wissen, welche Charakteristika eine Romanze ausmachen, um sie derart überzeichnen zu können, zum anderen musste er auch bei seinem Publikum die genaue Kenntnis dieser Genremerkmale voraussetzen, um den gewünschten parodistischen Effekt zu erzielen (WHETTER 2008: 47). Denn erst die volle diskurs-traditionelle Ausreifung eines Genres erlaubt es, dieses zu persiflieren, so wie Chaucer es hier tut. Erst, wenn sich literarische Konventionen voll ausgebildet

eher unwahrscheinlich, und es liegt nahe, dass dem *Havelok*-Dichter wohl ein kleiner anachronistischer Lapsus unterlaufen ist. Zudem passt das Vorlesen einer Romanze auch nicht in die Volksfestatmosphäre, wo ansonsten Ringen und Wettkampf im Steinwurf der Belustigung dienen (STROHM 1977: 9). Der höfische Kontext in *YG* dürfte aber dafür sprechen, dass dort tatsächlich auf Dichtung in französischer Sprache angespielt werden sollte.

haben, ist es überhaupt möglich, sie zu karikieren.¹⁹ Der Sinn einer derartigen Überzeichnung kann wiederum nur darin liegen, dass sie seitens des Publikums als solche erkannt wird und ihre satirisch-humoristische Kraft auf der Rezeptionsseite voll entfalten kann. Wim TIGGES beantwortet die Frage, warum es in der Blütezeit der Romanzen keine Parodien auf sie gab, dahingehend, dass es eines „sophisticated reader“ bedarf, „alert to details and in particular desirous of originality of expression and freshness of thought *within* a recognisable tradition, to appreciate both the faults of an inferior production and the cleverness of a parody of it“ (1993: 135). Damit stempelt er aber die Rezipienten mittelenglischer Romanzen des 13. und 14. Jahrhunderts durchweg als „unsophisticated“ ab. Zentraler scheint mir der Aspekt zu sein, dass ein Genre sich erst voll etabliert haben muss, um sich überhaupt für Parodien zu eignen. Somit liegt die Antwort für die von TIGGES aufgeworfene Frage wohl weniger auf der Rezeptionsseite als auf der Produktionsseite bzw. in der Genese des Genres selbst. Es verwundert nicht, dass Chaucer in *Sir Thopas* neben den gängigen Selbstbezeichnungen von Romanzen (,tale’, *CT VII*, 706, 708, 833; ,spelle’, *CT VII*, 893; ,rym’, *CT VII*, 709) auch mehrmals ,romauce’ als Genrebezeichnung anführt, und zwar sowohl als Bezeichnung eines Werkes im Werk (*CT VII*, 848, „romances that been roiales“, *YG 3089*, „A real romance“) als auch als Autoreferenz (*CT VII*, 897, „romances of prys“). Chaucer reiht ein Romanzenklischee an das andere und zeigt dadurch, wie wohlvertraut er mit dem Genre ist. So führt er den üblichen Katalog an Romanzenhelden an, den *Sir Thopas* krönend abschließt (*CT VII*, 897-902).²⁰ Aus der gängigen höflichen Aufforderung des *minstrel* zum Zuhören (z.B. *H 1*; *YG 6*; *Ip 2*; *BoH 1*, 2627; *GoW 7440*) wird in *Sir Thopas*: „Now holde youre mouth“, – kombiniert und somit pointiert kontrastiert mit dem höfischen Einsprengsel „*par charitee*“ (*CT VII*, 891). Als wie abgedroschen Chaucer das Genre bereits empfunden haben muss – und er muss davon ausgegangen sein, dass sein Publikum diese Empfindungen teilte – zeigt nicht zuletzt auch die Erwähnung einer „old romaunce“ in *Troilus and Criseyde* (III, 980).

Der enormen Heterogenität der insularen Romanzen konnte bisher keiner der zahlreichen Definitions- und Klassifizierungsversuche Herr werden. So betont Rosalind FIELD:

19 Ein Paradebeispiel, das diese These belegt, ist Cervantes *Don Quijote*, der als späterer Ritterroman des frühen 17. Jahrhunderts dieses seit langem beliebte Genre persifliert.

20 Ein solcher Katalog wird beispielsweise im *Laud Troy Book* (11-40) oder in *RCL* (6723-6741) angeführt, findet sich aber auch im *Cursor Mundi* (1-26). S. dazu MEHL 1967: 25, HUME 1974: 159ff. und LIU 2006, die sich den Romanzenkatalogen ausführlich widmet.

The genre of romance is resistant to definition, nowhere more so than in its manifestation in medieval England. (1999: 152)

Auch Ralph HANNA nennt Bemühungen um eine Definition des Genres zwar „heroic“ (2005: 97), spricht aber an gleicher Stelle von der „expansive fuzzy-edgedness of this discourse“. HANNA beschreibt insbesondere in Bezug auf die Romanzen des Auchinleck Manuskriptes anschaulich, wie sehr sich die verschiedenen Diskurstraditionen ‚Romanze‘, ‚Geschichtsschreibung‘ und ‚juristische Texte‘ gegenseitig durchdrangen und wie schwierig sich daher eine klare Abgrenzung der Genres voneinander gestalten muss:

[...] what one might be disposed to see as a ‘perturbed boundary’ between law, history, and romance might be perceived as doubly osmotic membrane. (*ibid.* 96)

In Anbetracht der Tatsache, dass selbst Dieter MEHL, der in seiner Monographie von 1967 einen innovativen Ansatz zur Klassifizierung der mittelenglischen Romanzen unternommen hat, in seinem Vorwort bereits selbstkritisch die Fragwürdigkeit des Erkenntniswertes eines solchen Schemas aufwirft, muss das Definitions- und Klassifizierungsproblem wohl als unlösbar betrachtet werden:

Sicher wird sich jeder Versuch, all diese verschiedenartigen Werke zu sichten und womöglich zu bestimmten Gruppen zusammenzufassen, als anfechtbar und vorläufig erweisen. Bei der schier unübersehbaren Fülle an Formen und Werktypen innerhalb der mittelenglischen Literatur ist kaum zu erwarten, daß sich ein Schema entwickeln läßt, in das die Mehrzahl dieser Gedichte mühelos eingeordnet werden kann, ganz abgesehen von dem fragwürdigen Erkenntniswert eines solchen Schemas. (1967: 5)

Letztlich wird eine solche resignative Haltung dem Genre sicherlich am ehesten gerecht, indem gerade die formale und inhaltliche Vielfalt als sein Hauptcharakteristikum erkannt wird. Dies konzidiert auch MEHL selbst in einem neueren enzyklopädischen Beitrag zu den mittelenglischen Romanzen (2003: 1004).

Um den Blick auf das Genre zu schärfen und die literarhistorische Entwicklung der mittelenglischen Romanzen zu veranschaulichen, sollen die wichtigsten Klassifizierungsversuche dennoch im Folgenden kurz erläutert werden. Eine der ältesten und beständigsten Stoffeinteilungen ist die Klassifizierung der Romanzen nach Sagenkreisen. Sie erfolgte bereits um 1200 durch den französischen Dichter Jean Bodel (1165-1210), der in seinem Werk *Chanson de Saisnes* die drei Stoffkreise, denen seine Werke entstammen, die er als „chançon“ und „conte“ bezeichnet, geographisch ordnet: „... De France et de Bretagne et de Rome“ (Ed. MICHEL 1832-1848: 1f.; D. KELLY 1993: 82). Die Klassifizierung Bodels wurde im 19. Jahrhundert von den Philologen wieder aufgegriffen und wird bis heute in zahlreichen Untersuchungen zur Romanzenliteratur verwendet (so z.B. noch in BARRON 1987, CALIN 1994, FIELD 2008). Die drei klassischen Sagen-